

Jüdischer Verlag

Leseprobe



Dachs, Gisela
Begegnungen

Jüdischer Almanach
Herausgegeben von Gisela Dachs Mit Fotografien von Vered Navon

© Jüdischer Verlag
978-3-633-54270-3



JÜDISCHER ALMANACH

der Leo Baeck Institute



Begegnungen

Herausgegeben von Gisela Dachs
im Auftrag des
Leo Baeck Instituts Jerusalem

Jüdischer Verlag
im Suhrkamp Verlag

Gefördert durch:
Stiftung Irene Bollag-Herzheimer
Im Dialog. Evangelischer Arbeitskreis für das christlich-jüdische Gespräch
in Hessen und Nassau
Evangelische Kirche im Rheinland



Bundesministerium
des Innern

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Redaktionelle Beratung: Naama Sheffi; Anja Siegemund
Umschlagabbildung: Vered Navon

Das Leo Baeck Institut (LBI) ist benannt nach der Symbolfigur der deutschen Judenheit im 20. Jahrhundert und besitzt Zentren in New York, London und Jerusalem sowie eine Wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft in Deutschland. Es wurde 1955 in Jerusalem gegründet, um die Geschichte und Kultur des deutschen und zentraleuropäischen Judentums zu erforschen und zu dokumentieren.

Seit 1993 gibt das Leo Baeck Institut Jerusalem den Jüdischen Almanach heraus. Dies knüpft an eine alte Tradition an, die durch den Nationalsozialismus gewaltsam abgeschnitten wurde. Erstmals erschien ein *Jüdischer Almanach* im Jahre 1902.

Leo Baeck Institute:

Jerusalem: 33 Bustenai Street, Jerusalem 93229, Israel; www.leobaeck.org
London: 2nd Floor, Arts Two Building, Queen Mary University of London, Mile end Road,
London E1 4NS, UK; www.leobaeck.co.uk
New York: 15 West 16th Street, New York, NY 10011, USA; www.lbi.org
Freunde und Förderer des LBI: Liebigstraße 24, 60323 Frankfurt

Erste Auflage 2014

© für diese Zusammenstellung Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag;
für die einzelnen Beiträge bei den Autorinnen und Autoren
© für die Abbildungen Vered Navon

Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54270-3

INHALT

Zu diesem Almanach	7
HANNO LOEWY Hohenemser Begegnungen Eine Diaspora-Geschichte	12
MARTIN MILLER Irenka	31
AMELIE FRIED Mein Onkel in Amerika	37
EDWARD FIELD Mark Twain und Scholem Alejchem	48
SHMUEL FEINER <i>Ma'asse Tovia</i> und die Begegnung zwischen Juden und dem wissenschaftlichen Ethos	51
VERENA LENZEN »Hörst du?« – Paul Celan und Martin Buber. Literarische Begegnung und menschliche Vergegnung	67
P. J. BLUMENTHAL Berkowitz und ich	80
NOEMI STASZEWSKI Nathans zwei Minuten	86
GABRIELE FRITSCH-VIVIÉ »Wir gehörten zusammen, im Kulturbund war noch Leben für uns« – Der Jüdische Kulturbund 1933-1941	95
AYELET GUNDAR-GOSHEN Fluchthilfe	110
MIRJAM ZADOFF Von Visionären, Rückkehrern und Hooligans: Begegnungen im Wilden Osten	125

ELLEN PRESSER	Reise in die Vergangenheit	136
GABRIELE SHENAR	Begegnungen mit Elias zwischen Khandala und dem Berg Karmel	143
GISELA DACHS	Deutschland und Israel – sechzig Jahre nach Aufnahme diplomatischer Beziehungen	154
ALEXANDRA NÖCKE	Deutsch-israelische Beziehungen vor ihrer Zeit: Begegnung mit Felix Burian und dem VW-Käfer	169
ASSAF UNI	Mein Nachbar in Berlin	180
OFRI ILANY	Die neuen Ostjuden	190
RICHARD C. SCHNEIDER	Grenzenlos	201
SAYED KASHUA	Saturday Night Fever	210
	Zu den Autorinnen und Autoren	216

ZU DIESEM ALMANACH

»Alles wirkliche Leben ist Begegnung«, heißt es in einer der wichtigsten Schriften von Martin Buber, in *Ich und Du* (erschienen 1923). Der in Wien geborene Religionsphilosoph verstarb 1965 in Jerusalem. Seinem Denken ist dieser Almanach zu seinem fünfzigsten Todestag gewidmet. Demnach werde der Mensch vornehmlich in Bezug zu dem ihn Umgebenden geprägt – seien es andere Menschen, die Natur, ein Kunstwerk oder eine Aufgabe. Nur müsse man konzentriert das Augenmerk darauf legen. »Begegnung ist der Moment, in dem ein Funke zwischen mir und der Welt überspringt.«

Dieser Almanach widmet sich einer breiten Palette an Begegnungen – im realen und im übertragenen Sinn. Oft finden solche gerade da statt, wo man sie am wenigsten erwarten würde. Hohenems ist so ein Ort. Wer ihn nicht kennt, muss auf der Karte erst mühsam suchen. Die winzige österreichische Stadt, ganz nahe an der Grenze zur Schweiz und zu Deutschland, beherbergt ein jüdisches Museum. Hanno Loewy ist vor zehn Jahren dorthin gezogen, um es zu leiten. In seinem Eröffnungsbeitrag erzählt er von den vielfältigen und oftmals überraschenden Begegnungen als Museumsdirektor in einem Haus, wo sich »der öffentliche Raum der kleinen Stadt verdichtet« – genauso wie der europäische Raum um den Bodensee, zwischen Zürich und Innsbruck, München und Mailand, Frankfurt, Wien und Triest – und der imaginäre Raum der Hohenemser Diaspora.

Nicht weit weg von Hohenems, in Zürich, kam 1950 Martin Miller zur Welt. Seine Mutter war niemand anderes als die Kindheitsforscherin Alice Miller, die sich – als Über-

lebende des Holocaust traumatisiert – mit ihrer privaten Erziehungsrolle allerdings sehr schwertat. Erst vor wenigen Jahren erfuhr er nun, dass er als Säugling bei einer Tante untergebracht gewesen war und sich deren Tochter Irenka mütterlich um ihn gekümmert hat. Miller spürte seiner verschütteten jüdischen Geschichte nach und traf sich schließlich mit Irenka, als diese schon achtzig war – in New Mexico. Hier beschreibt er den Weg zu dieser heilsamen Wiederbegegnung.

Von einer verwehrtten Begegnung mit der eigenen Familiengeschichte handelt auch der Beitrag von Amelie Fried. Das Wissen über ihre Verwandten väterlicherseits hatte sich lange darauf beschränkt, dass ihr Großvater in Ulm Besitzer eines Schuhgeschäfts und Jude gewesen war und ihr Vater »Halbjude«, der sich bei Kriegsende 1945 an einem Ort befand, wo er nicht freiwillig war. Durch Zufall erfuhr sie erst vor wenigen Jahren von der Existenz eines Onkels in Amerika, den sie dann mit ihrer Familie aufsuchte.

Um diese beiden Welten im 19. Jahrhundert – Amerika und Europa – geht es in Edward Fields Gedicht. Scholem Aleichem und Mark Twain sitzen gemeinsam am Wasser und sinnieren über ihr unterschiedliches Dasein, Jude der eine, der andere nicht.

Zu dieser Zeit hatte sich das umfassende Schriftwerk des Arztes Tobias Cohen längst in seiner Vorreiterrolle bewiesen. Sein Buch *Ma'asse Tovia* (1707) entsprach eindeutig dem wissenschaftlichen Ethos der europäischen Gelehrten zu Beginn der Aufklärung, obwohl Juden damals der Zugang zu den Universitäten erst langsam eröffnet wurde. Shmuel Feiner schreibt über diese frühe jüdische Begegnung mit der Wissenschaft.

Martin Buber, der Schöpfer der dialogischen Philosophie, hat das Wort »Vergegnung« für eine missglückte Begegnung

geprägt, wie sie ihm in seinem Leben nicht selten widerfuhr. Eine solche Vergegnung war das Treffen mit Paul Celan, der Buber tief verehrte, aber von ihm wohl kaum verstanden wurde. Verena Lenzen zeigt, wie sich Celans einziger Prosatext *Gespräch im Gebirg* als eine literarische Begegnung mit Bubers chassidischen Erzählungen lesen lässt.

Man kann also einander durchaus missverstehen, obwohl man dieselbe Sprache spricht. Für den amerikanischen Muttersprachler P. J. Blumenthal gilt aber auch das Umgekehrte. Als er einst in Deutschland einem jugoslawischen Juden begegnete, der wie er nicht so ganz der deutschen Sprache mächtig war, zeigte sich: Es störte nicht, ob einer etwas falsch oder richtig formulierte: »Hauptsache wir verstanden uns.« Er schreibt über seine Begegnung mit (einer anderen) Sprache.

Verständnis füreinander ist auch die Grundlage des Frankfurter Treffpunkts für Holocaustüberlebende, der wöchentlich zu festen Zeiten aufgesucht wird, um sich auszutauschen, in frühere Welten einzutauchen oder sich über »Überlebensstrategien« zu unterhalten – all das bei Kaffee und Kuchen. Noemi Staszewski hat ihn aufgebaut und gewährt uns einen Einblick in ihre Erfahrungen.

Die Erinnerungen von Überlebenden, die einst dem Jüdischen Kulturbund (1933–1941) angehört haben, hat Gabriele Fritsch-Vivié aufgeschrieben. Dort waren Menschen, die einander vorher nie begegnet waren und vermutlich auch nie begegnet wären, aufeinandergetroffen, um gegen alle Widerstände ein eigenes Kulturleben aufzubauen.

Imaginär in diese Zeit zurückversetzt hat sich die israelische Schriftstellerin Ayelet Gundar-Goshen mit ihrem preisgekrönten Erstlingsroman *Eine Nacht, Markovitz*. In dem Auszug, der hier abgedruckt ist, geht es um das Stiften von (fiktiven) Ehen zwischen Männern aus Eretz Israel und

deutschen Jüdinnen, damit diese Nazideutschland verlassen durften.

Über Rückkehrer in ihre ehemalige Heimat Osteuropa schreibt Mirjam Zadoff. Am Beispiel der Reisen von Norman Manea, Jiří Langer und Reuben Brainin zeigt sie, wie die Begegnung mit den Orten und Menschen sie letztlich verwandelt hat.

In einer ganz persönlichen Geschichte erzählt Ellen Presser, wie sie vor ein paar Jahren im Rahmen einer Exkursion in die Ukraine auf sehr verschlungenen Wegen in Kosow landete, dem Geburtsort ihres Vaters. Daraus wurde eine Reise in die Vergangenheit ihrer Familiengeschichte mit durchaus skurrilen Elementen.

Pilgern, eine der grundlegendsten und vielleicht auch ältesten Formen der menschlichen Mobilität, spielt auch im Judentum eine wichtige Rolle. Die Begegnung mit heiligen Stätten kann viele Formen annehmen. Für die indischen Einwanderer in Israel gehört die jährliche Pilgerfahrt nach Galiläa mit der rituellen Gabe für den Propheten Elias zum Gemeindeleben. Gabriele Shenar erzählt von einer solchen Reise.

Einen langen Weg hat das deutsch-israelische Verhältnis hinter sich. 2015 werden es fünfzig Jahre, seitdem diplomatische Beziehungen zwischen beiden Ländern aufgenommen wurden. Gisela Dachs beschreibt die Ambivalenz, mit der Israelis der deutschen Sprache und Kultur immer schon begegnet sind.

Eine Pionierrolle bei der Annäherung beider Staaten spielte Felix Burian, ein gebürtiger Wiener, der in den 1960er Jahren Volkswagen nach Israel importierte. Alexandra Nocke porträtiert den 87-jährigen Autohändler, dessen Name »Felix« bis heute auf israelischen VWs steht.

Für die jüngere israelische Generation ist Berlin längst zum

Sehnsuchtsort mutiert. Assaf Uni gehört zu jenen Kulturpendlern, die sowohl dort wie auch hier – in Tel Aviv – leben. Er beschreibt in seinem Beitrag Berliner Begegnungen durch die israelische Brille.

Ofri Ilany, ebenfalls ein zeitweiliger Berliner, sieht allerdings schon den nächsten Trend heraufziehen. In seinem Essay geht es um die »neuen Ostjuden« – gemeint sind jene Israelis, die in Deutschland leben und in der Begegnung mit dem Westen ihre Identität als Orientalen ganz neu erleben.

Vor Ort hingegen, in Israel, sind es die alten Muster des Nahost-Konflikts, die weiterhin das Leben stark mitprägen. Doch es gibt Begegnungen, die neue grenzübergreifende Horizonte eröffnen, wie ARD-Korrespondent Richard Schneider es mit seinem Kameramann aus Gaza persönlich erfahren hat.

Einen Begegnungsraum, der ebenfalls die üblichen Regeln des Zusammenlebens in Israel außer Kraft setzt, stellen die Krankenhäuser dar. Zum Abschluss beschreibt Sayed Kashua einen Abend im »bunten« Warterraum einer Notaufnahme, wo je nach Bedarf arabisch, russisch, jiddisch und hebräisch gesprochen wird.

Die Bilder stammen diesmal von der israelischen Fotografin und Grafikerin Vered Navon.

*Gisela Dachs
Jerusalem / Tel Aviv*

HANNO LOEWY
HOHENEMSER BEGEGNUNGEN
EINE DIASPORA-GESCHICHTE

Ankünfte

»Die Reise nach Hohenems war unbequem. Sie führte über Stuttgart und Ulm an den Bodensee und dauerte damals fast einen Tag oder eine volle Nacht: Es gab auf dieser Strecke keine Schlafwagen. Von Friedrichshafen ging es nach Bregenz, wo wir den österreichischen Zoll passierten. In Österreich standen damals die Zölle auf Zucker, Kaffee und ähnliche Dinge sehr hoch. Es war gang und gäbe, ein bisschen Zucker, Kaffee oder Stickereien aus der Schweiz zu schmuggeln. Bei den vielen Unterröcken, die die Damenwelt trug, war es immer möglich, eine Extragarnitur einzuschalten, ohne dadurch aufzufallen. Ich bin in einer zollfeindlichen Luft aufgewachsen und mir nie ganz klar darüber geworden, ob meine Einstellung zum Freihandel von dorthier rührte oder aus den Lehrbüchern der klassischen Nationalökonomie. Die Bahnfahrt von Bregenz nach Hohenems dauerte noch eine Stunde. Am Bahnhof begrüßte uns Herr Weil, der Gepäckträger, mit langwallendem, weißen Bart. Er hatte ein so gütiges Lächeln, dass einer meiner kleinen Vettern einmal stracks auf ihn zuging und fragte: ›Bist du der liebe Gott?‹ Dann wurden wir in einen geräumigen, von zwei schwerfälligen Schimmeln gezogenen Landauer gepackt, und vier Wochen Seligkeit lagen vor uns.«¹ Die jährliche Sommerfrische des jungen Moritz Julius Bonn liegt mehr als 130 Jahre zurück. Der Ort seiner mütterlichen Familie muss ihm, aus dem Frankfurter Westend

kommend, wie ein etwas unwirkliches Idyll vorgekommen sein. Großvater Brunner – ein international zwischen St. Gallen, Wien und Triest erfolgreicher Bankier – züchtete hinter dem Haus Hühner. Großmutter Henriette aus Bozen vergnügte sich mit Seidenraupenzucht. Ein verschlafenes Städtchen, mehr ein großes Dorf mit urbanen, ja eigensinnig kosmopolitischen Einsprengseln, das schon damals, kurz vor der Wende ins 20. Jahrhundert, bessere Zeiten gesehen hatte. Für Bonn und seinen Cousin Bernhard Trier, der ebenfalls aus Frankfurt anreiste, um den Sommer hier bei den Großeltern zu verbringen, war es ein Paradies. Vor allem aber war es ein Ort, an dem alles ein wenig anders war, als man es erwartet. Vielleicht ist er das heute noch. Bernhard Trier trat Anfang des Jahrhunderts dem Hohenemser Alpenverein bei, der lange Zeit mehr jüdische als nichtjüdische Mitglieder hatte, kletterte alle damals schon oder erst später legendären Nord- und Südwände der Dolomiten hinauf und hinunter und ließ sich schließlich in St. Anton am Arlberg nieder. Wo er mit einem »heimischen« Hotelier und einem Wiener Ingenieur aus jüdischer Familie, Rudolf Gomperz, vor allem aber mit dem besten Skifahrer weit und breit, Hannes Schneider, den modernen Skitourismus und die damals bedeutendste Skischule gründete.

Noch 70 Jahre später schwärmte Moritz Julius Bonn in London von den Sommerfrischen in Hohenems, nach einer Karriere als liberaler Nationalökonom und vielen Jahren der Emigration. Hohenems, das lag auf seiner imaginären Landkarte in einem unschuldigen Irgendwo, auf der Grenze zwischen einem untergegangenen Habsburg-Österreich und der Schweizer Eidgenossenschaft. In der zollfeindlichen Luft der Heimat von Schmugglern und einem mehr oder minder legalen Grenzverkehr, der Vorarlberg öko-

nomisch, sprachlich, familiär mit dem Kanton St. Gallen verband – und dies zuweilen wirkungsvoller als die politische Zugehörigkeit zu Wien.

Der Toravorhang, den Bonns Großmutter 1905 dem Jüdischen Museum Wien schenkte, erzählt von all diesen Netzwerken und wird gerade in Hohenems ausgestellt. Witwe Brunner hatte den Parochet wohl von ihrer Bozener Familie geerbt, 1799 ließen sich Scheindle Levi aus Hohenems und ihr Mann Elchanan Henle den kostbaren Parochet in Bozen aus einem Frauenkleid, vermutlich Scheindles Hochzeitskleid, anfertigen. Scheindles Vater war Gemeindevorsteher in Hohenems, ihre Mutter kam aus Frankfurt.

Wo liegt Hohenems?

Die Koordinaten sind veränderlich. Die Grenze am Rhein zwischen Österreich und der Schweiz ist perforiert und doch spürbar. Gehört Vorarlberg zu Österreich? Natürlich, aber der Separatismus ist nicht aus den Köpfen, auch wenn er augenzwinkernd daherkommt und nicht fahnen-schwingend, wie in Katalonien, wo ich gerade diese Zeilen schreibe. 1918 haben die Vorarlberger abgestimmt und 80 % wollten Schweizer werden. Aber man hat sie nicht gelassen. Gehört Hohenems zu Vorarlberg? Natürlich, aber »Ems isch üsr« (Ems gehört uns). Und 1617, als Reichsgraf Kaspar von Hohenems zwölf jüdischen Familien den ersten Schutzbrief anbot, war Hohenems ein eigener kleiner Staat zwischen dem Habsburger Reich, der Eidgenossenschaft und dem Schwäbischen Reichskreis und reichte als Flickerteppich vom Bodensee bis ans Südende des späteren Fürstentums Liechtenstein.

Wo liegt Hohenems wirklich? In der Phantasie eines jüdischen Lummerland oder im harten Alltag eines wachsenden

europäischen Rechtspopulismus, der in Österreich seine besonders unappetitlichen Blüten treibt? Ich sollte, in Hohenems, noch nähere Bekanntschaft mit ihm machen. Als »Exil-Jude aus Amerika«, in den mich ein FPÖ-Spitzenkandidat im Wahlkampf verwandelte. Doch da sind wir noch lange nicht.

Eines ist sicher, Hohenems liegt mitten in der Diaspora. Doch hat die Diaspora eine Mitte? Für die Nachkommen der Hohenemser Juden offenbar, denn sie selbst sprechen von der Hohenemser Diaspora, gleich ob sie heute in Kalifornien leben oder in der Steiermark, in Italien oder in Israel, in New Jersey, Melbourne oder Brüssel, in London oder in Frankfurt am Main. Für sie ist dieser eigenartige Ort, an dem sich 300 lange (für jüdische Familien sehr lange) Jahre ihrer Familiengeschichte abgespielt haben, bis heute ein gedachter Mittelpunkt ihrer in alle Winde zerstreuten Welt.

Ankünfte 2

Von alldem hatte ich keine Ahnung, als ich das erste Mal von Frankfurt nach Hohenems fuhr. Keine Sommerfrische, sondern eine Ausstellungseröffnung im Winter. Mein Freund Reinhard Matz hatte zehn Jahre lang Konzentrationslager und ihre Museen fotografiert. Und Hohenems war das erste Museum im Ausland, das diese spröde und verstörende Analyse unseres Gedächtnis des Schreckens zeigen wollte. In Hohenems wurde gerade der Winter ausgetrieben, die Winterhexen verbrannt, riesige Feuertürme im Schnee. Ich spürte, dass ich jetzt eigentlich an Autodafés denken sollte. Aber das heitere heidnische Treiben gefiel merkwürdigerweise. Aber das war erst am Tag danach. Nach einer Ausstellungseröffnung in einer etwas traurigen,

unendlich schönen Villa, in einem etwas traurigen, unendlich schönen Garten, in einem etwas traurigen, unendlich schönen, sehr heruntergekommenen Viertel. Von dem ich zunächst erfuhr, dass es einst das jüdische war. Und dann, dass es einst das Zentrum der Stadt war.

Ortsbesichtigung

Wenn mich heute Menschen fragen, warum es in diesem Ort ein jüdisches Museum gibt, dann zeige ich hinüber zur heutigen Marktstraße. Diese Gasse dort, sie hieß einmal »Christengasse«. Es dauert manchmal länger, bis der Groschen fällt, aber irgendwann fällt er. Und dann kommen die Fragen von alleine. Eine »Christengasse« gab es in Europa genau einmal. Hier.

Der Kern des Örtchens, gewachsen seit jenen Jahren, als die Reichsgrafen erst christliche, dann jüdische Migranten einluden, sich unter vergleichsweise guten Bedingungen eine neue Existenz aufzubauen (und die wirtschaftliche Dynamik und das politische Gewicht ihres Zwergstaats zu befördern), der kleine Kern der heutigen Stadt bestand aus Schlossplatz, Christengasse und Israelitengasse. Alles darum herum war Dorf und ist es zum Teil bis heute. Nur wenige Meter weiter kommen die ersten Kuhställe, freilich auch die Fabriken, nicht zuletzt Collini, die mit ihrer neuesten Werkhalle nun bis zum Bahndamm emporgewachsen sind. Als italienische, gut katholische Messerschleifer aus dem Trentino haben sie 1900 im jüdischen Viertel angefangen, für die Textilindustrie gearbeitet, nicht zuletzt für die Firma Rosenthal, deren Eigentümer vor genau 150 Jahren jene verwunschene Villa erbauten, in der heute das Museum residiert.

Damals schimpfte das antisemitische *Vorarlberger Volksblatt*, das Organ der Christlichsozialen und die größte Tageszei-

tung im Lande, über diese »jüdische Aktiengesellschaft«, die »unsere Schulen« mit italienischen Kindern vollstopfen würde, die kein Deutsch könnten. Inzwischen sind die Collinis die größten Arbeitgeber im Ort und an 15 anderen Standorten in Europa mit Metallveredlung beschäftigt, als europäischer Marktführer. In dem Haus, in dem sie in Hohenems angefangen haben, wohnen heute »türkische« Arbeiter. 16 % der Hohenemser Bevölkerung hat heute ihre Wurzeln in der Türkei. Und in der Christengasse leben Muslime.

Und manche von ihnen kommen ins Jüdische Museum, um sich darüber zu informieren, wie schwer sich Mehrheiten mit Minderheiten tun. Und wie kulturelle Differenz soziale Erfahrung wird – und vielleicht noch häufiger: umgekehrt.

Ankünfte 3

Vor zehn Jahren kam ich wieder nach Hohenems. Diesmal, um zu bleiben. Das Museum suchte einen neuen Direktor. Und auch ich war auf der Suche. Das traf sich gut. Ich hatte Hohenems, ich hatte das Museum als einen Ort in Erinnerung, an dem spannende Begegnungen möglich waren, überraschende Begegnungen. Solche, mit denen man nicht rechnen kann und die deswegen wirklich etwas Neues schaffen. Der öffentliche Raum der kleinen Stadt verdichtet sich in diesem Haus – genauso wie der europäische Raum um den Bodensee, zwischen Zürich und Innsbruck, München und Mailand, Frankfurt, Wien und Triest – und der imaginäre Raum der Hohenemser Diaspora.

Den öffentlichen Raum der Stadt begann ich zu erkunden und zum ersten Mal in meinem Leben zu realisieren, was soziale Nähe bedeutet, jenseits der Anonymität der Groß-

stadt und ihrer segregierten Räume. Zwei Tage vor der ersten Ausstellungseröffnung – ein Blick auf jüdische Kindheitserinnerungen in Österreich, Deutschland und der Schweiz – standen meine Frau und ich abends vor dem Museum. Und meine Frau deutet auf das erleuchtete Fenster gegenüber, auf der anderen Straßenseite. Was ist das für eine Fahne, fragt sie mich. Und ich grüble nicht lange. Eine Reichskriegsflagge. Na wunderbar. Das beginnt ja prima. Am Morgen vor der Eröffnung besuchen wir die Wohnung hinter dem Fenster. Wir haben Verstärkung dabei, die Hohenemser Präsidentin unseres Vereins und einen Freund aus Frankfurt, ausgestattet mit Chuzpe. Inzwischen haben wir noch ein bisschen recherchiert. Die Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat ja eine ähnliche Fahne, aber die Farben sind anders. Und der Totenkopf im Klofenster. Eine junge Frau, schwarz gekleidet, sehr schwarz, sehr schwanger, öffnet die Tür. Wir kommen wegen der Fahne, sage ich. Schatz, für dich, ruft sie nach hinten. Er, ebenfalls ganz in Schwarz, gepierct, ebenfalls sehr rundlich, wenn auch nicht schwanger, begrüßt uns jovial. Mein Frankfurter Freund gibt den Schelm. Sind Sie Mitglied der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger? Ein ratloses Gesicht ist die Antwort. Dann ist das also eine Reichskriegsflagge in ihrem Fenster?, bringe ich das Gespräch ein wenig voran. Ja, klar. Der Gesichtsausdruck bleibt seltsamerweise ratlos. Bleibt also nur, weiter zu fragen: Finden Sie das eine gute Idee, so gegenüber vom Jüdischen Museum? Die entwaffnende Ratlosigkeit verschwindet noch immer nicht aus seinen Gesichtszügen. Stört euch das? Ich kann sie auch wegtun. Unsere Zustimmung klang schon fast dankbar. Eine Stunde später war die Fahne weg. Und unsere Ausstellungsbesucher haben sie verpasst.

Begegnungen

Seitdem ist jedes Ausstellungsprojekt, jede Veranstaltung, jede Sommeruniversität (die inzwischen dafür sorgt, dass auch im Juli der positive Stress keine Pause hat), jedes Konzert und jede Lesung ein neues Abenteuer. Jedes Mal ein Aufbruch in unbekanntes Territorium, jedes Mal ein Anlass für überraschende Begegnungen. 2004 folgte eine Ausstellung über Arbeitsmigration in Vorarlberg – und die Spuren davon in einem jüdischen Viertel, das vor 50 Jahren Heimat muslimischer und anderer Migranten aus der Türkei wurde. Eine der Eröffnungsreden sollte eine armenische Einwandererin halten, die an der Ausstellung beteiligt war. Zwei Tage vor der Eröffnung wurde sie krank, doch ihre Rede hatte sie schon geschrieben. Nun, so ließ sie uns wissen, würde halt ihr zehnjähriger Sohn sie vorlesen. Der Bub ließ uns wissen, dass er gerne auf einem Stuhl stehen würde. Und wenn nach der Hälfte der Rede ein Glas Wasser für ihn bereitstehen würde und er eine kurze Pause einlegen dürfte, wäre das fein. Ein Profi.

So kam der Tag und Marcel stand auf seinem Stuhl. Sein Papa war deutlich nervöser als er. Nach der Hälfte seiner Rede stieg er vom Stuhl herab, bat um das versprochene Glas Wasser und setzte seine Rede fort, die keiner der Anwesenden jemals vergessen wird. In breitem Vorarlberger Dialekt schlüpfte er in die Rolle einer jungen Frau aus bürgerlicher Familie, die einen Kulturschock erlebte, freilich nicht den, den manche wohl erwartet haben. »Und dann kam ich aus der Millionenstadt Istanbul nach Göfis, wo es mehr Kühe gab als Menschen.«

Dieses erste Jahr in Hohenems, es hatte etwas Rauschhaftes. Einen Ort ausprobieren, an seine Grenzen führen, seine Grenzen überschreiten. Die Ausstellung über jüdische

Kindheiten endete mit einer Gartengrillparty und einer Cervelatblindprobe. Was das ist? Also: man hat überraschend dreierlei Besucher. Dani Wildmann hatte uns für die Ausstellung seine Geschichte mit der gegrillten Cervelatwurst erzählt, die er als Kind beim Wandern in den Schweizer Bergen nie zu essen bekam. Erstens konnte sein Vater, ein Auschwitz-Überlebender, nicht richtig grillen. Zweitens waren die Würste der anderen Ausflügler nicht kosher. Nun wollte er endlich kurz vor Torschluss die Ausstellung mit seiner Geschichte sehen. Für den gleichen Tag hatten sich noch zwei Busse angekündigt, eine Gruppe der Israelitischen Kultusgemeinde Zürich und dann noch eine Gruppe der liberalen Gemeinde, von ebendort. Zusammen haben sie noch nie etwas veranstaltet. Aber der Zufall wollte es, dass sie am gleichen Tag nach Hohenems fuhren. So boten wir ihnen eine Diskussion im Dachgeschoss – und gemeinsames koscheres Grillen im Garten. Und Dani musste mit verbundenen Augen probieren, die koschere Cervelat und die treifene vom zweiten Grill auseinanderzuhalten. Er hat versagt. Das sprach für die koschere Wurst (oder vielleicht auch gegen die normale Cervelat, die Schweizer Nationalspeise ...).

Ein paar Wochen später kamen jüdische Studenten aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Auch sie wollten koscheres Essen – und so kascherte ein Maschgiach aus Frankfurt unser Café, baute seinen Maschinenpark auf, verwandelte sich postwendend selbst in den Koch und zauberte eine Woche unter verschärften Bedingungen seine Menüs. Gut, dass wir hinterher das Café ohnehin renovieren wollten. In diesen Tagen war auch die Teilrestaurierung der alten Synagoge abgeschlossen, die 50 Jahre als Feuerwehrhaus gedient hatte – und nun die Musikschule der Stadt aufnehmen sollte. Unter dem klangvollen Namen des bedeutendsten jü-